

MANEMANN, Jürgen, Rettende Erinnerung an die Zukunft. Essay über die christliche Verschärfung, Matthias-Grünwald-Verlag Mainz 2005, 100 p., kart., 12,80 Eur[D], ISBN 3-7867-2547-0.

Lange Zeit schien der Essay ein theologisch vernachlässigtes, ja vergessenes Format zu sein. Dass seine Zeit neu kommt, hat nicht nur mit der Erschöpfung der wenigen überhaupt noch lesewilligen Theologen und religiös interessierten Laien zu tun. Vielmehr befindet man sich in einer Situation, in der man dem systematischen Großentwurf eher skeptisch gegenüber steht. Nach wie vor gilt Jürgen Habermas' inzwischen nicht mehr ganz so *neue Unübersichtlichkeit*. Dementsprechend will auch die religiöse Landschaft eigenwilliger sondiert werden: mit dem Mut zum einseitigen Blick, der provokanten These, einem Zugriff auf Probe, der eher auf den perspektivischen Ausschnitt als die theoretische Totale setzt.

Jürgen Manemanns Essay „Essay über die christliche Verschärfung“, dem Carl Schmitt über die Schulter schaut, ist ein Titel in einer ganzen Reihe derartiger Kartographierungen in unebenem Gelände. Gemeinsam ist ihnen das kaum abweisbare Bewusstsein von einer Krise des Christentums, seiner europäisch heraufdämmernden Marginalisierung, seiner akuten Atem- und Sprachnöte. „Ist das Christentum noch zu retten? Diese Frage irritiert viele, nicht nur Christinnen und Christen. Warum aber sollte das Christentum überhaupt noch gerettet werden?“ (5) Manemann, Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie in Erfurt, rollt diese Frage von ihrem politisch-theologischen Ende her auf. Sein zügig voranschreitender Text wird unter der Hand zu einer Programmschrift, aber auch zur Selbstauskunft über den Stand eines Diskurses, der in den 1960er Jahren von Johann Baptist Metz inspiriert und bestimmt wurde, um sich nun in der übernächsten Generation vor der Frage nach seinen Zukunftsaussichten wiederzufinden.

Das wiederum ist, angesichts des Titels, mehr als ein bloß ironisches Arrangement. Entschlossen verpflichtet Manemann die Theologie nämlich auf die humanisierende Kraft der Erinnerung, um sich der blinden Idolisierung von Zukunft entgegenzustemmen. Sie gibt das entscheidende Stichwort für die verschiedenen Kräfte einer Globalisierung um jeden Preis. „Zukunft wird zu einem Wertbegriff. Für diejenigen, die sich nicht mehr zu Wort melden können, etwa die Toten, ist kein Platz.“ (31) Das Vergangene bleibt verloren, seine Rendite geht auf Null. Unter alles bestimmenden ökonomischen Bedingungen bedeutet Erinnerung Zeitverlust und entgangener Profit.

Ein Gott, der vom Geschehenen nicht lassen mag; der auf die Verlierer in den Zeiten maximaler Gewinne nicht verzichten will; der energisch auf Feindesliebe und Sorge um den anderen, und zwar um jeden anderen verpflichtet, kann nur als letzter verbliebener „Störenfried“ (11) im Wettbewerb der Sieger firmieren. Überhaupt handelt es sich um einen dubiosen Vertreter strenger Ansprüche,

ist man doch inzwischen hinlänglich über den immanenten Wahrheitsterrorismus zumal des christlichen Monotheismus aufgeklärt. Dieser Glaube an den einen Gott umreißt das ganze Programm, das Manemanns Zeitanalysen forciert: Er will die Theologie wieder auf ihr Kerngeschäft rückführen – von Gott zu reden. Nur so lässt sich auch seine Ausgangsfrage beantworten.

Was aber hat es mit diesem Gott auf sich? Man begegnet ihm in den narrativen Gedächtnisspuren der Bibel, in vielfältigen, bewegenden, spannungsreichen Geschichten, aus denen sich die besondere jüdisch-christliche Glaubensidentität generiert. Nicht zufällig setzt Manemann hier ein: Konsequent, mitunter auch polemisch-einseitig entschlossen, gibt er jedem idealistisch getönten Begründungsdiskurs den Abschied. Stattdessen setzt er auf die Praxis des Glaubens, seiner Erfahrungen, seiner Rituale, die alle Theoriestiftung erst anleiten. Damit erreicht er erkenntnistheoretisch anderen Boden. In den Verwicklungen der Zeit rückt als Grundfigur jene rettende Hoffnung in den Blick, für die biblisch überreich Bezüge zur Verfügung stehen. Sie geben gerade jene nicht auf, die im Tod verloren scheinen. Apokalyptische Unruhe herrscht hier. Hoffnung entsteht aus Bedrängnis, wie man paulinisch informiert ist, und so erweist sich die besondere Dignität eines Glaubens, der seine Widerstandskraft an den unmenschlichen Vorgängen des Verdrängens, des Verschweigens und des Vergessens der Verlierer, der Opfer, vor allem der sinnlos Ermordeten entzündet. Nur wer sich erinnert, stellt sie nicht endgültigem Tod anheim. Nur wer für sie zu hoffen vermag, wer eschatologisch eine Option über alles historisch Abgeschlossene hinaus offen hält, findet sich nicht mit dem Mord ab. „Manchmal ist das Gedächtnis das einzige und letzte, das wir den Toten noch geben können. Dies gilt insbesondere für die Toten von Auschwitz. Diese Toten haben keine Gräber; sie liegen tief in der Erinnerung.“ (42)

Jeder Weg zu billiger Vertröstung ist damit verstellt. Manemann fordert vielmehr Einmischung, präziser: eine „*messianische Politik*“ (78) – der politische Theologe findet zu den tragenden Intuitionen seiner Tradition. Dabei kommt freilich das kritische Bewusstsein der eigenen Ideologieanfälligkeit zu kurz. So leicht dem Essayisten der Angriff auf subjekttheologische Ansätze im Modus selbstbewusster Freiheit fällt, so rasch kann er über die Versuchungen eschatologisch inspirierter Politik hinweggehen. Lagen und liegen nicht auch hier gewaltbereite Adaptionen auf der Hand? Hier fehlt dem Essay, was er zu Recht fordert: Ortsgenauigkeit. Großzügig verzichtet diese Theologie des Ortes allzu oft auf konkrete Stellungnahmen, die über obligatorische Verweise auf die Shoa oder auf aktuelle Biopolitiken hinaus anderes Terrain zeittheologisch erschlossen. Solche Invektiven belasten Allgemeinplätze. Damit sind seine Fragen jedoch nicht vom Tisch – vor allem eine nicht. Warum das Christentum gerettet werden solle, wird sich allerdings kaum ausschließlich über den Verweis auf die Hoffnungspotenziale des Gottes Jesu Christi beantworten lassen. Weshalb Er glaub-

würdig sei, ob Er überhaupt *sei* – das sind Fragen, die jenseits von Ambitionen auf philosophisch-theologische Letztbegründung Auskunft verlangen. Vielleicht wäre doch mehr von Gott selbst zu sprechen, als Manemann wahrhaben will.

Gregor Maria Hoff

POLÁKOVÁ, Jolana, Perspektive der Hoffnung. Transzendenzsuche in der Postmoderne (Aus dem Tschechischen von Gudrun Heißig), Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn 2005, 116 p., Pb., 19,90 Eur[D], ISBN 3-506-71714-6.

Gibt man zu, dass Begriffe beziehungs- und gewissermaßen freundschaftsfähige Größen sind, wird man rasch feststellen, dass »Postmoderne« und »Transzendenz« in der Regel nicht gerade amikal miteinander verbunden sind; die theologisch und philosophisch bekannten semantischen Felder berichten jedenfalls von keinen beständigeren Liaisons. Eben dieser terminologischen Mesalliance widmet sich die tschechische Philosophin Jolana Poláková mit ihrer Studie »Perspektive der Hoffnung«, mit der sie eine Landkarte postmoderner Transzendenzsuche anvisiert. P. unternimmt es darin, die „grundlegenden Rahmenkonstanten dieser inneren Ordnung [der menschlichen Transzendenzsuche] zu erschließen und ihre spezifischen inneren Kriterien zu erforschen“ (31) – und zwar nicht in einem allgemein-ahistorischen Sinn, sondern bewusst im Blick auf die Lebenswelten heutiger Menschen, d.h. auf die Postmoderne. Knapp formuliert: P. ist es um eine Analyse menschlicher Transzendenzsuche in der Welt von heute zu tun.

Drei Arbeitsschritte markieren das Grundgerüst dieses essayistisch angelegten Unternehmens. In einem ersten Teil beschäftigt sich P. allgemein mit »Transzendenz« und »Postmoderne«; sie arbeitet sich nicht nur kursorisch an der Philosophiegeschichte, sondern auch an einer Analyse westlicher Gesellschaften ab, bei der sie v.a. das »Unbehagen an der Moderne« fokussiert, das sie in der Loslösung von deren großen Projekten und in der Absage ihrer Vernunftapotheken identifiziert. In diesen Verwerfungen zwischen Moderne und Postmoderne sucht P. dann in einem zweiten Schritt Orte zu bestimmen, in denen dieses Unbehagen an der ‚Dialektik der Moderne‘ zur Suche nach Transzendenz wird. Dazu bietet sie eine exemplarische Einführung in das Labyrinth sog. *relativer Transzendenzsuche*, dessen Eingänge Schlagworte wie »Transpersonalität« oder »Transkulturalität« anzeigen: P. zeichnet nach, wie in der Psychologie ein ‚transpersonaler‘ Zweig entsteht, und analysiert die Beschäftigung mit fremden Kulturen als ein Moment dieser Suche: Indem das (kulturelle) Selbst mit einem Anderen konfrontiert wird, übersteigt es die Immanenz der eigenen Kultur.

In einem dritten Schritt schließlich versucht P., das Konzept einer *absoluten Transzendenz* zu erfassen, die sie als »Gott« der jüdisch-christlichen Tradition identifiziert; die Kürzel, die ihre Analyse orientieren, sind hier »Transuniversa-